

Die Flure sind lang, fensterlos, schlicht. Weiße Türen führen im gleichmäßigen Abstand zu beiden Seiten in Doppelzimmer. Bilder hängen nicht an der Wand. Dieser Ort ist für die Bewohner trotzdem ein Zuhause. Hier kommen sie an, hier kommen sie zur Ruhe. Und: Hier machen sie die glücklichsten Erfahrungen seit langer Zeit, hier können sie sie selbst sein.

Die Menschen, die in diesem Haus leben, sind homo-, bi- oder transgeschlechtlich, sie passen nicht in das heterosexuelle Gefüge. Sie kommen aus dem Irak, aus Afghanistan, Iran und Aserbaidschan, aus Äthiopien, Ghana, Marokko, Jamaika, Kuba und Kolumbien. Sie sind geflohen, weil sie persönlich angegriffen wurden, weil es für sie in ihren Geburtsländern keinen Platz in der Gesellschaft gibt, weil sie anders sind.

Das Haus ist ein Safe House für queere Flüchtlinge. Es wurde 2018 gegründet, mit der Unterstützung der Aids-Hilfe Frankfurt und dem Sozialdezernat der Stadt. Dort unterzukommen heißt für viele, sich im Wortsinn endlich sicher fühlen zu können.

Im Safe House leben hinter jeder Tür Menschen mit anderen Geschichten. Die eines Irakers geht so: Er muss zur Frau werden, weil er Männer liebt. Davon war er überzeugt. Denn in muslimisch geprägten Ländern wie dem Irak, Iran und Pakistan ist Transsexualität in einem gewissen Rahmen akzeptiert; Homosexualität dagegen absolut tabu – selbst darüber nachzudenken ist eigentlich verboten. Im Irak und in Iran steht auf Homosexualität die Todesstrafe.

Schwule oder lesbische Menschen sehen sich teilweise gezwungen, ihr biologisches Geschlecht durch Operationen und Hormonbehandlungen zu ändern, um ein Teil der Gesellschaft zu werden und in ihren Familien weiterleben und dennoch gleichgeschlechtliche Beziehungen führen zu können. Homosexuelle Menschen werden in diesen Ländern von ihrer Familie verstoßen, angegriffen, mitunter umgebracht. Beziehungen zwischen zwei Männern darf es nicht geben. Wenn, dann muss der eine Mann zur Frau werden – auch wenn er sich nicht als solche identifiziert. Weil der Zugang zu einer medizinisch sicheren Transition in manchen dieser Länder fehlt, führen sie die „Umwandlung“ teilweise selbst durch. Sie nehmen Hormone, die eigentlich dafür gedacht sind, dass Kühe mehr Milch geben. Sie operieren sich selbst, verstümmeln sich, manche sterben daran.

Der Iraker, der dachte, er müsse zur Frau werden, floh nach Deutschland. Hier merkte er, dass er sein Geschlecht gar nicht ändern muss, um homosexuell zu leben. In Frankfurt kam er in dem schlichten Haus unter. Hier habe er die Ruhe gehabt zu erkennen, wer er sei. So habe er die „Umwandlung“ doch nicht durchgeführt.

Diese Geschichte erzählen Petra Diabaté und Mark Hayward. Sie sind die Leiter des Hauses und kennen solche Schicksale zur Genüge. „La Villa“ wird das Haus genannt, weil es die Bewohner mit seinen großen Fenstern an eine Villa erinnert. Im Gemeinschaftsraum stehen zerknautschte Sofas und ein Tischkicker, eine gläserne Doppeltür führt in einen Hof.

22 Plätze gibt es in der Wohngemeinschaft, die Bewohner leben in Doppelzimmern, teilen sich die Bäder und eine Küche. Im Vergleich zu anderen Flüchtlingsunterkünften sei es hier ruhig und sauber – sagen jedenfalls die Flüchtlinge, wenn sie in das Safe House umziehen.

In der Küche steht ein großer Herd, an den Wänden befinden sich Metallschränke mit Schubladen – moderne Apothekerschränke, in denen die Bewohner ihre unverderblichen Lebensmittel aufbewahren. Ein Schwall von Gewürzdüften, die eine ungeübte Nase nicht ohne weiteres identifizieren kann, schlägt einem entgegen. Jeden Tag wehe ein anderer Geruch durch



Symbole auf dem Römerberg: die Justitia auf dem Gerechtigkeitsbrunnen vor der Regenbogenfahne

Foto dpa

# Endlich in Sicherheit

Homosexuelle und transgener Flüchtlinge leben in ständiger Angst. In „La Villa“, einem queeren Safe House, finden sie Zuflucht.

Von Hanna Koban

die Küche, erzählt Hayward. Mal indisch, mal afrikanisch, mal südamerikanisch. Die kulturelle Vielfalt im Haus wird hier am deutlichsten. Es komme durchaus mal zu Konflikten, grundsätzlich aber gehe es harmonisch zu, sagen die Leiter.

Hayward hat die Statur eines Bären, seine weichen Gesichtszüge und sein leicht gedehnter amerikanischer Akzent verleihen ihm etwas Beruhigendes. Ihn scheint nichts so leicht aus der Bahn werfen zu können, er hat vieles erlebt. In Chicago hat er 2014 angefangen, Flüchtlingen zu helfen. Denn er selbst hat einige Jahre lang erfahren, wie schwierig es sein kann, sich in einem fremden Land zu Hause zu fühlen. Mit 20 Jahren kam er zum ersten Mal nach Deutschland, machte ein Praktikum bei einer Bank und lernte seinen jetzigen Mann kennen. In den USA studierte er daraufhin Deutsch und Volkswirtschaftslehre, 1991 ging er wieder nach Deutschland zurück.

Er arbeitete in einer Bank, verlor dann aber seine Stelle. Die Ausländerbehörde verlängerte seine Aufenthaltsgenehmigung nicht. Damals waren gleichgeschlechtliche Eheschließungen noch nicht

möglich, die Beziehung zu seinem deutschen Mann wurde nicht als Ehe anerkannt. Mit der Unterstützung eines Rechtsanwalts reichte das Paar eine Klage ein, von der Ausländerbehörde erhielt er trotzdem einen Brief, er müsse Deutschland innerhalb von 16 Tagen verlassen.

Erst ging er nach Polen, später doch wieder in die Vereinigten Staaten zurück. Erst im Herbst 2016 zog Hayward wieder nach Deutschland zu seinem Mann. 2015 hatten die beiden in den USA geheiratet, ihre Ehe wurde rückwirkend in Deutschland anerkannt.

Hayward sprach Deutsch, als er um die Jahrtausendwende Probleme mit der Ausländerbehörde bekam. Er hatte seinen Partner, der Lehrer ist, und Freunde, die ihm halfen. Aber er fragt sich noch heute: „Wie wäre das für mich ohne Hilfe gewesen?“ Daran wird er bei jedem queeren Flüchtling, den er begleitet, erinnert.

Queere Flüchtlinge werden in Frankfurt von den Mitarbeitern des Rainbow Refugee Support (RRS), einem Projekt der Aids-Hilfe Frankfurt, beraten. Auch Hayward und Knud Wechterstein sind dort Mitglieder. Der RRS arbeitet mit dem Safe House zusammen. Mitarbeiter des Rainbow Refugee Supports, die in

Flüchtlingsunterkünften in ganz Hessen ambulant beraten, kümmern sich darum, dass queere Flüchtlinge wenn nötig im Safe House unterkommen können.

In Frankfurt wohnen außerdem bis zu zehn queere Personen in der Flüchtlingsunterkunft Henriette-Fürth-Haus. Zudem nutzen knapp 80 weitere Flüchtlinge die ambulante Beratung. Viele davon wohnen erst in „La Villa“ und sind dann in eine Wohnung gezogen. Damit hilft der Rainbow Refugee Support rund 100 Personen in Frankfurt. In ganz Hessen gibt es etwa 280 queere Flüchtlinge.

Der 27 Jahre alte Adam aus Aserbaidschan ist einer davon. Er ist im Oktober 2020 mit seiner Freundin nach Deutschland geflohen, kam erst in der Erstaufnahmeeinrichtung in Gießen unter und wohnt seit Mai dieses Jahres im Henriette-Fürth-Haus. Adam ist Transmann. Seine Familie ist streng gläubig und hätte eine Geschlechtsanpassung nicht akzeptiert. Über den Schwarzmarkt kam Adam an Testosteron und begann die Hormontherapie heimlich. Als seine Stimme tiefer wurde, bekam er Angst, seine Familie könnte das bemerken, und floh.

In der Flüchtlingsunterkunft in Gießen habe er sich noch nicht sicher gefühlt.

„Das ist nicht Deutschland“, sagt er. Vor den anderen Flüchtlingen musste er die Beziehung zu seiner Freundin verstecken. Eigentlich gebe es dort ein Gebäude extra für queere Flüchtlinge, aber das sei unter Corona zur Quarantänestation geworden.

Die größte Angst bei seiner Ankunft war, dass er seine Hormontherapie nicht weiterführen könne. Die medizinische Versorgung in Gießen beschränke sich weitgehend auf Notfälle. Der Rainbow Refugee Support sei seine Rettung gewesen, weil er sich dafür eingesetzt habe, dass Adam weiterhin Testosteron bekommt. Jetzt in Frankfurt geht es ihm besser. Im Henriette-Fürth-Haus wohnt er mit seiner Freundin zusammen im Familientrakt.

Er muss sich aber das Badezimmer mit anderen Männern teilen, bei den Duschen gibt es keine Vorhänge. Immer habe er das Gefühl, dass alle ihn anschauten. Sein Antrag auf Asyl wurde im Dezember 2020 abgelehnt. Jetzt klagt Adam.

Sobald Adam seine Aufenthaltsgenehmigung bekommt, möchte er an einer Universität Computer Science studieren und sich einer Brustoperation unterziehen. Deutschland mag er auch deswegen, weil er immer die Polizei rufen könne, wenn er bedroht werde. In Aserbaidschan war das

nicht möglich, die Polizei habe ihm aus Prinzip nicht geglaubt. Dort hatte er immer Angst, dass jemand an seine Tür klopfen würde und ihn angreift.

In Frankfurt bemühe sich die Stadt darum, dass die Menschen gut untergebracht werden, sagt Knud Wechterstein. Er ist der Koordinator der queeren Geflüchteten des Rainbow Refugees Supports und arbeitet vor allem in der ambulanten Beratung. Gut untergebracht heißt, dass die Flüchtlinge vor Anfeindung in ihrem Umfeld geschützt sind und dass sie von Sozialarbeitern betreut werden.

Das Safe House „La Villa“ wird rund um die Uhr von einem Sicherheitsdienst bewacht, eine Regenbogenfahne schmückt das Haus nicht, denn: es soll nicht erkannt werden, die Adresse ist geheim. Angriffe von außerhalb hätten sie zum Glück noch nicht erlebt, aber es ist trotzdem wichtig für die Bewohner, Sicherheitskräfte im Haus zu haben. Viele fürchteten sich immer noch vor der Verfolgung durch ihre Verwandten, erzählen die Leiter.

Viele queere Flüchtlinge sind stark traumatisiert, haben panische Angst einzuschlafen, trauen sich nicht, sich anderen Menschen zu öffnen. In ihren Herkunftsländern, auf der Flucht und in den Erstaufnahmestellen für Flüchtlinge in Deutschland haben sie oft unvorstellbare psychische und physische Gewalt erfahren.

Ein junger Mann aus Iran wurde auf seiner Flucht in Griechenland wegen seiner sexuellen Orientierung angegriffen. Zwei Jahre hat er im Safe House gewohnt. Anfangs konnte er nicht mit anderen Menschen in einem Zimmer zusammenleben, musste bei Licht schlafen. Er wurde psychotherapeutisch betreut und hat eine Maltherapie begonnen. „Wie eine Blume ist er aufgegangen“, sagt Hayward. Jetzt lebt er in einer Wohngemeinschaft, hat seine Kunstwerke ausgestellt und einen Auftrag für das Senckenbergmuseum bekommen. Auch wenn er immer noch mit seinen Erlebnissen kämpft, fühlt er sich in Deutschland angekommen, hat sich einen Freundeskreis aufgebaut.

Das Safe House steht als Beispiel dafür, wie soziale Angebote Integration fördern können. Dabei hilft, dass queere Flüchtlinge meist den Willen haben, sich in die neue Gesellschaft einzugliedern. In Deutschland können sie offen leben, und anders als Flüchtlinge, die hoffen, nach dem Krieg in ihr Heimatland zurückzukehren, möchten sie hier ein neues Leben aufbauen. Die Bewohner des Safe House zögen oftmals schon nach einem Jahr wieder daraus aus und suchten sich eigene Wohnungen. Sie finden meist nach kurzer Zeit Beziehungen und Arbeit, lernen schnell Deutsch. Allerdings braucht es dafür geeignete Strukturen – die es in einer Stadt wie Frankfurt gibt.

Queere Flüchtlinge, die in Unterkünften in ländlichen Regionen unterkommen, fehlt hingegen oft die Anbindung. Sie finden niemanden, der so ist wie sie: Kontakte, die sie über Dating-Plattformen kennenlernen, leben meist weit entfernt. „Alles rund herum ist heterosexuell geordnet. Man merkt, hier bietet mir das Leben nichts an. Man ist nur Gast und passt nicht zu den Leuten“, erläutert Hayward das Empfinden der Flüchtlinge. Dadurch würde man sich weiter verstecken und verschwendete so alle Energie. Das sei Anti-Integration, sagt Hayward. Zudem sei die Gefahr, depressiv zu werden, sehr hoch, wenn die Hoffnung auf ein freies, offenes, queeres Leben enttäuscht werde, ergänzt Wechterstein.

In Frankfurt ist es anders. „Queere Flüchtlinge fühlen sich hier wertgeschätzt“, sagt er. Denn es gibt hier Angebote wie „La Villa“ und eine queere Community. Die Flüchtlinge sehen die Bars und die Fußgängerampeln mit den gleichgeschlechtlichen Paaren an der Konstablerwache – und wissen, hier bin ich willkommen und kann Wurzeln schlagen.